

## Neue Mauern in Deutschland

### **Feministinnen und ihr schwieriger Umgang mit dem Rassismus**

Ein gewöhnlicher Lufthansa-Flug an einem gewöhnlichen Werktag von Berlin nach Frankfurt. Die vier Stewardessen tragen am Revers ihrer blauen Jacken Buttons: "Wir sind jeden Tag Ausländer". Eine PR-Aktion der Fluggesellschaft Lufthansa gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit.

Eine der Stewardessen ist schwarz. Ein Geschäftsmann zeigt auf ihren Button, findet die Aktion "eine echt gute Idee" und fragt mit charmantem Lächeln: "Und Sie, verzeihen Sie, von wo kommen Sie?" "Aus Heidelberg", sagt die schwarze Stewardess.

Eine Szene, die in ihrer Alltäglichkeit den Konflikt widerspiegelt, in dem sich Deutschland derzeit befindet: der Konflikt einer bis ins Mark hinein weißen Gesellschaft, die demonstrieren will, dass Ausländerfeindlichkeit oder gar Rassismus kein vorherrschender deutscher Charakterzug sind. Die mit allen greifbaren Mitteln zu beweisen versucht, dass die Bilder von brennenden Flüchtlingsheimen und grölenden Nazi-Skins, die um die Welt gegangen sind, nur ein Ausrutscher der deutschen Vereinigung sind.

"Früher war mir oft gar nicht bewusst, dass ich schwarz bin. Ich bin hier geboren und aufgewachsen. Seit etwa einem Jahr aber merke ich, dass fremde Menschen auf mich konkreter reagieren - so oder so. Die einen bekunden durch Blicke oder Gesten deutlich Sympathie, die anderen sind abweisend oder aggressiv". Adama Ulrich, geboren und aufgewachsen in der DDR, spürt die Polarisierung deutlich. Die 30jährige Theaterwissenschaftlerin ist Tochter einer deutschen Mutter und eines nigerianischen Vaters. Die Angst ist gewachsen. "Heute überlege ich sehr genau, wo ich hingehere, benutze kaum noch öffentliche Verkehrsmittel. Der Kreis, in dem ich mich sicher fühle, ist eingeschränkt. Wie eine Mauer aus Aggression und Gewalt, die immer enger wird".

Adama Ulrich und ihre Freunde und Freundinnen, schwarze, weiße, Deutsche und Ausländer, waren unter den Hunderttausenden, die in München, Dresden, Berlin und anderswo Menschenketten formten, die mit einfachen Wachskerzen in den Händen demonstrierten: Wir sind gegen Gewalt, gegen Fremdenhass, wir wollen ein multikulturelles Deutschland. Wer genauer hinsah, bemerkte, dass die Mehrheit der Kerzenträger Frauen waren.

Sind Frauen also weniger aggressiv gegen "Ausländer" oder alles was nicht deutsch aussieht? Ist der Rassismus ein Problem von (jungen) Männern?

Es gibt Fakten, die diese These unterstützen. Bereits Ende der 80er Jahre wurde in der damaligen Bundesrepublik (West) unter Schülern und Lehrlingen die Einstellung Jugendlicher hinsichtlich autoritär-nationalistischer Positionen untersucht. Die Ergebnisse zeigten, dass Mädchen deutlich geringere Neigungen zu rechtsradikalen Standardparolen haben wie "Deutschland den Deutschen" oder "Ausländer raus". Untersuchungen nach der Vereinigung kamen zu ähnlichen Resultaten. Sie finden auch im Wahlverhalten ihren Niederschlag. Gut zwei Drittel der Wähler von Rechtsparteien wie die "Republikaner" oder die "Deutsche Volksunion" sind Männer. Frauen sind in weitaus geringerem Maße in rechtsextremen Gruppen organisiert. Und schließlich sind die Menschen, die mit Ketten und Baseballschlägern durch die Gegend ziehen, um "Ausländer zu klatschen", die Molotowcocktails in Ausländerheime werfen, meist junge Männer.

Diese Fakten können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass hinter diesen jungen Brutalos, also sozusagen in der zweiten Reihe, auch Frauen stehen. Es sind die Freundinnen, die sie zu ihren Taten anfeuern und sie dafür bewundern. Es sind Frauen, die denjenigen applaudieren, die "endlich Ordnung schaffen".

Im November 1992 griffen junge Leute im ostdeutschen Kleinstädtchen Thale das Asylbewerberheim an. Sie schossen mit Leuchtraketen, drangen ins Haus ein, schlugen das Mobiliar klein und versuchten, drei vietnamesische Frauen zu vergewaltigen. Es waren nicht nur junge Männer. Zur Gruppe gehörten auch zwei Mädchen, die begeistert zuschauten.

"Früher hab ich auch zugeschlagen. Ich finde es gut bei den Skins. Wenn Asylantenheime angegriffen werden, reib ich mir insgeheim die Hände. Vielleicht weckt das die da oben endlich auf. Die Ausländer hier müssen raus." Die 20jährige

Jessica kommt aus Westdeutschland. Vor drei Jahren aber zog es sie von Hamburg nach Ostberlin, genauer zum Bahnhof Lichtenberg, damals ein bekannter Treff rechtsradikaler Skinheads. Hier fühlte sie sich unter Ihresgleichen.

Eine Glatze trägt Jessica heute nicht mehr, auch nicht das harte Skin-Outfit. "Ich musste eine Arbeit finden, und meine Meinung braucht mir keiner anzusehen. Aber was ich nach Feierabend mache, geht niemand was an". Bei ihren Skin-Freunden ist sie nicht die einzige junge Frau. Die gleichaltrige Doreen stammt aus einer ostdeutschen Kleinstadt. Sie ist wütend, dass nach den "Aktionen", den Brandanschlägen in Rostock und Mölln, immer noch nichts "passiert" ist. "Die Regierung muss endlich handeln, die Grenzen zumachen. Das sind doch nicht nur Skins, die gegen Ausländer sind, das sind doch ganz ganz normale Leute. So denken doch viele, und wir tun wenigstens was".

Männer üben Gewalt aus, Frauen sind die Opfer. Über viele Jahre hinweg war diese Formel Grundlage feministischer Theorie und Praxis in der westdeutschen Frauenbewegung. Von diesem Standpunkt aus ließ sich die ganze Welt erklären. Eine einfache Haltung - und eine bequeme. "Wer sich zum Opfer stilisiert, hat die Legitimation gefunden, auf ein Unrechtsbewusstsein gegenüber den Taten der eigenen Gesellschaft oder Person verzichten zu dürfen: Die Andern sind noch schlimmer als wir". Das schreibt Christina Thürmer-Rohr in einem ihrer jüngsten Aufsätze "Weiße Frauen und Rassismus". Die 56jährige Berliner Professorin und Psychologin ist eine der bekanntesten Theoretikerinnen der westdeutschen Frauenbewegung und so etwas wie ihr moralisches Gewissen. Drei Jahre nach den politischen und sozialen Umwälzungen in Deutschland und Europa hat sie wieder das Wort ergriffen. Es ist ein dringender Appell an die "weiße westliche Frauenbewegung", die "verliebte Sicht aufs weiße Opfer Frau in der westlichen Kultur und die schonende Selbstdefinition als Ohnmächtige und Handlungsunfähige aufzugeben".

Sicherlich eine harte und pauschale Kritik. Sie trifft aber genau den derzeitigen Schwachpunkt der deutschen Feministinnen. Schon in den 80er Jahren hatte die westdeutsche Frauenbewegung globale politische Visionen zu Gunsten eines praktischen "Jetzt-und-hier"-Reformismus aufgegeben. Feministinnen steckten ihre Energie in den Aufbau zahlreicher Projekte im kulturellen und sozialen Bereich,

gründeten eigene Betriebe, kämpften in Parteien, Gewerkschaften und staatlichen Institutionen um Frauenförderpläne und Quotierung. Aus dem Slogan "Frauenbefreiung" wurde so allmählich: Ich möchte mich selbst verwirklichen. Eine internationalistische Perspektive verlor sich zunehmend, das Thema Rassismus spielte in den Diskussionen und Auseinandersetzungen eine untergeordnete Rolle. "Feminismus wurde ein eingeschränktes Denkmodell", schreibt Christina Thürmer-Rohr, ein "therapeutisches Selbstbefreiungsinstrument der weißen Mittelschichtsfrau".

Dann kam der Herbst 1989, die Wende in der DDR. Bei den Demonstrationen, auf Kundgebungen der oppositionellen Bürgerbewegung tauchten plötzlich - neben Forderungen für mehr Demokratie und Freiheit - auch feministische Losungen auf. "Neue Frauen braucht das Land" und "Wer sich nicht wehrt, kommt an den Herd". Scheinbar über Nacht hatte sich in der DDR eine politische Frauenbewegung organisiert. Auf allen Ebenen mischte sie sich in den gesellschaftlichen Veränderungsprozess ein, forderte radikal und mit viel Phantasie eine neue nicht patriarchale Gesellschaft.

"Das war ein irres Gefühl - wir ändern jetzt alles. Es war ja auch alles möglich. Wir saßen in den basisdemokratischen Gremien, entwarfen eine neue Verfassung hatten unsere Vertreterinnen in den Parlamenten und sogar eine feministische Frauen-Ministerin." Die 32jährige Ulrike Bagger, die im Herbst 1989 den Unabhängigen Frauenverband der DDR mit gründete, redet heute über diese Zeit wie von einem Traum. Innerhalb nur weniger Monate waren in allen größeren Orten Ostdeutschlands Frauenzentren, Frauencafés, Frauenhäuser entstanden, es gab Gleichstellungsbeauftragte.

Ein feministischer Aufschwung, der auch die Schwestern im Westen Deutschlands erfasste. Für kurze Zeit schien es möglich, dass der Aufbruch Ost auch zu einem neuen Aufbruch West werden könnte. "Ich habe die Frauen im Osten unheimlich beneidet. Vieles hat mich an unseren eigenen Aufbruch in den 70er Jahren erinnert. Ein toller Input für uns. Aber ich hab gleich gehaut, dass das nicht lange währt", sagt die Historikerin Ursula Nienhaus (46), eine Aktivistin der westdeutschen Frauenbewegung.

Sobald die Weichen auf Vereinigung standen, sobald klar war, dass die DDR aufgelöst und zu westdeutschen Konditionen in die alte Bundesrepublik integriert würde, zerbrachen die frauenpolitischen Illusionen.

Schnell erklangen die Cassandra-Rufe von Feministinnen in Ost und West. Sie warnten vor den Konsequenzen, die die deutsch-deutsche Vereinigung nach sich ziehen würde.

Für die Frauen im Osten: Verlust von bis dahin selbstverständlichen sozialen Rechten wie ein sicherer Arbeitsplatz, Kindergarten- und Schulhortplätze für jedes Kind, das Recht auf Abtreibung.

Die Frauen im Westen dagegen, die in zwanzig Jahren ihre Gesellschaft für Geschlechterdiskriminierung sensibilisiert hatten, fürchteten, dass der frauenpolitisch-feministische Diskurs zunehmend aus der Öffentlichkeit gedrängt würde. Ein "einig Vaterland", das war die Sorge auf beiden Seiten, stand für ein patriarchales Roll-back, bedeute mehr männliche Macht, Konservatismus, Nationalismus - vielleicht Schlimmeres.

Inzwischen ist das "Einig Vaterland" seit drei Jahren Realität. Von Einigkeit kann allerdings keine Rede sein. Nach dem schnellen Abriss der Mauer merkten beide Seiten sehr bald, dass sie nicht wirklich "ein Volk" sind, dass 40 Jahre Trennung Geschichte, Denken und sogar die Sprache verändert haben. Und die sozialen Unterschiede zwischen West und Ost sind geblieben.

Auch die "Schwestern" trennt die neue deutsch-deutsche Mauer. Ein kompliziertes Gefüge aus Enttäuschungen, Misstrauen, Neid und Konkurrenz.

Feministinnen im Westen werfen denen im Osten vor, dass sie nie gelernt hätten, zu kämpfen, sich ihre früheren Rechte einfach wegnehmen ließen und in Wirklichkeit gar nicht emanzipiert seien. Umgekehrt empfinden Ostfeministinnen die Westfrauen oft als autoritär, überheblich und egoistisch. Statt gemeinsamer Aktionen wächst das Desinteresse aneinander, ziehen sich Feministinnen aus Ost und West voreinander zurück.

"Frauen sind die Verliererinnen der deutschen Einheit", so lautet ein gern und häufig gebrauchter Satz. Eine der wenigen erklärten Gemeinsamkeiten. Denn in dieser Opferrolle finden sich beide Seiten wieder, die sind Frauen schließlich gewohnt.

Von einer Frauenbewegung aber, die politische Akzente setzt, in die Offensive geht, Verantwortung übernimmt, ist derzeit kaum etwas zu spüren. Nicht im Osten, nicht im Westen Deutschlands.

"Ich hab das Gefühl, dass viele Frauen hier regelrecht erstarrt sind. Sie sind mit sich und ihren eigenen Problemen beschäftigt. Allenfalls besuchen sie noch einen Selbstverteidigungskurs und haben Reizgas in der Tasche, um wenigstens sich selbst gegen Gewalt schützen zu können. Aber sonst? Es passiert doch nichts." Adama Ulrich, die Afrodeutsche, mag sich selbst nicht in der Opferrolle sehen. Weil diese Rolle lähmt. Und weil die 30jährige spürt, dass die Nabelschau vieler Feministinnen dazu führt, dass sie auf das, was in ihrem Lande vor sich geht, kaum noch reagieren können.

Im November 1992 steckten Rechtsradikale in der westdeutschen Kleinstadt Mölln ein überwiegend von ausländischen Familien bewohntes Haus in Brand. Zwei türkische Frauen und ein kleines Mädchen kamen dabei ums Leben. Es war der bisherige Höhepunkt rassistischer Gewalt im vereinten Deutschland.

Das Thema Rassismus, mit dem schwarze Frauen, Immigrantinnen, jüdische und afrodeutsche Frauen bereits seit Jahren immer wieder versuchten, die Aufmerksamkeit weißer Feministinnen zu wecken, hat nun plötzlich eine ganz andere bedrückende Aktualität und Bedeutung. Eine Bedeutung, der sich auch weiße Frauen nicht mehr verschließen können. Ihr neues Verantwortungsgefühl mündete bislang in kleine, noch kaum koordinierte Aktionen - aber immerhin. Frauen bildeten Notruf-Telefonketten, um schnell zur Stelle zu sein, wenn Angriffe auf Ausländerwohnheime drohen.

Frauen organisierten Mahnwachen vor den Unterkünften von Asylbewerbern. Frauen nahmen Flüchtlinge in ihre Wohnungen auf, um ihnen zu helfen, sich im fremden Land zurechtzufinden.

Im Winter 1992 schlossen sich Berliner Feministinnen nach dem Vorbild der US-amerikanischen Womens Action Coalition (WAC) zu einem Frauenaktionsbündnis gegen Rassismus zusammen.

Feministinnen in Norddeutschland organisieren eine Kampagne zur Änderung des Grundgesetzes. Bevor 1993 die neue Verfassung der Bundesrepublik verabschiedet wird, sollen der Verfassungskommission waschkörbewise Briefe von antirassistisch engagierten Frauen ins Haus flattern. Die Forderungen lauten unter anderem, dass Frauen, die aufgrund ihres Geschlechtes verfolgt werden, Asylrecht genießen. Darüber hinaus plädieren die Feministinnen für eine Änderung des Verfassungsartikels 116, der über die deutsche Abstammung entscheidet. Sie fordern eine Erleichterung der Einbürgerung, die Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft und die Anerkennung der BRD-Staatsbürgerschaft für alle hier Geborenen. Eine Aktion, die die Forderung von Immigrantinnen aufgreift: "Es kann doch nicht angehen, dass Menschen, die mit der Blutgruppe deutsch von weit hinter dem Ural kommen und kein Wort deutsch sprechen, hier als Staatsbürger anerkannt werden. Andere aber, die vielleicht 30 Jahre hier leben, hier geboren wurden und deren Muttersprache deutsch ist, bleiben Ausländer", sagt dazu Emine Demirbüken, die 33jährige Sprecherin des "Bundes der EinwanderInnen aus der Türkei".

Als im September 1992 die jüdische Baracke auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Sachsenhausen brannte, brachte die 73jährige Alica Fuss innerhalb weniger Stunden mehrere hundert Menschen zu einer Gedenkveranstaltung zusammen. Sie organisierte den ersten Solidaritätskonvoy von Berlin nach Hoyerswerda und Mahnwachen vor Flüchtlingsheimen. Alisa Fuss weiß, dass Rassismus und Antisemitismus in Deutschland stark miteinander verzahnt sind. 1935 floh die deutsche Jüdin vor den Nazis nach Palästina, 41 Jahre später kam sie nach Deutschland (West) zurück. "Gegen Rassismus und Antisemitismus kann es nur einen gemeinsamen Kampf geben. Denn wir wissen, dass es immer mit dem schwächsten Glied anfängt. Heute sind es die Ausländer, die Flüchtlinge, dann geht es weiter mit den Behinderten und allen anderen Andersartigen. Zum Schluss aber trifft es immer auch die Juden".

Eine Haltung, die heute viele Frauengruppen überall in Deutschland teilen. Selbst der Deutsche Frauenrat, die Dachorganisation aller Frauenverbände, bewertete selbstkritisch seine bisherige Arbeitsweise. Auf der Mitgliederversammlung im November 1992 verurteilte er alle fremdenfeindlichen und rassistischen Überfälle. Er

beschloss, seine Kontakte zu ausländischen Frauen, die in Deutschland leben, zu verstärken und sie mehr als bisher in die Arbeit der Frauenverbände zu integrieren.

Eines der wenigen feministischen Projekte, das sich bereits seit Jahren intensiv mit dem Thema Feminismus und Rassismus beschäftigt, ist der Berliner Frauenverlag "Orlanda". Die Motivation dazu gab die kürzlich verstorbene afro-amerikanische Schriftstellerin Audre Lorde, deren Werke "Orlanda" seit Anfang der 80er Jahre in der BRD publiziert. Über die Jahre wurde die schwarze Feministin zu einer wichtigen Ideengeberin und Beraterin des Verlags. Auf ihre Ermutigung hin erschien 1986 das Buch "Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte" Zum ersten Mal traten afro-deutsche Frauen öffentlich in Erscheinung und konfrontierten weiße Frauen mit der Tatsache, dass der Rassismus in Deutschland sich nicht mit dem Schlagwort "Fremdenfeindlichkeit" abtun lässt. Dass er nicht so sehr eine Frage der Nationalität, sondern eine Frage der Hautfarbe ist. Und dass es vielen Deutschen, Männern wie Frauen, schwer fällt, Anderssein zu akzeptieren.

Die Erkenntnis, dass Rassismus nicht nur ein Problem der Rechtsradikalen, der Neo-Nazis, der Männer ist, ist für viele weiße Feministinnen ein schmerzhafter Prozess. Er geht einher mit Schuldgefühlen. Schuldgefühle aber sind, schrieb Audre Lorde einmal, "die Steine einer Mauer, an der wir alle zerschellen werden". Viele Mauern müssen derzeit in Deutschland abgetragen werden. Auch von Feministinnen.

Ulrike Helwerth, Gislinde Schwarz

erschieden in Ms, New York, 5/1993